

Hermann Spielhofer

Arist von Schlippe / Willy Christian Kriz (Hrsg.): Personzentrierung und Systemtheorie. Perspektiven für psychotherapeutisches Handeln

Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2004. 307 Seiten, ISBN 3-525-49078-X, € 24,90.

Der vorliegende Sammelband wurde aus Anlass des 60. Geburtstags von Jürgen Kriz publiziert und seinen Bemühungen bei der Entwicklung einer „Personzentrierten Systemtheorie“ gewidmet, die neben der Wissenschaftstheorie einen Schwerpunkt seiner Arbeit darstellt. Auf beiden Gebieten hat er sich einen Namen gemacht, der weit über die *Community* der Personzentrierten Psychotherapeuten hinausreicht. In diesem Buch sind eine Reihe von Beiträgen zusammengefasst, die sich in unterschiedlichem Maße und aus verschiedenen Perspektiven mit der Systemtheorie beschäftigen. Im Folgenden möchte ich mich vor allem mit den Grundzügen der Personzentrierten Systemtheorie auseinandersetzen, wie sie insbesondere im Beitrag von Jürgen Kriz dargestellt werden, sowie mit dem Verhältnis von Personzentrierter Psychotherapie und Systemtheorie.

Kriz kommt von der empirisch-positivistisch orientierten Psychologie und hat diesen wissenschaftlichen Boden nie wirklich verlassen; sein Denken ist im Grunde ein naturwissenschaftliches geblieben, wenn auch nicht mehr im Sinne einer neopositivistischen Einheitswissenschaft, sondern entsprechend eines neuen Paradigmas, demzufolge es nicht mehr um linear-kausale Beziehungen zwischen isolierten Variablen geht, sondern um selbstreferenzielle, komplexe und vernetzte Prozesse. Schwerpunkt seiner wissenschaftlichen Tätigkeit ist, so die Herausgeber im Vorwort, „einerseits zwischen naturwissenschaftlichen, human- und sozialwissenschaftlichen Denkwelten, andererseits zwischen den Sichtweisen der unterschiedlichen Psychotherapieverfahren zu vermitteln“ und nach einer „Vernetzung von individuumsbezogenen und systemischen Konzeptionen in Theorie, Forschung und Praxis“ zu suchen. Angesichts der Komplexität und Vernetztheit unserer Lebenswelt(en) erscheint es sinnvoll, übergreifende, interdisziplinäre Theorien zu entwickeln, wobei die Systemtheorie einen wesentlichen Beitrag dazu leisten kann.

Es ist das Anliegen von Jürgen Kriz, „für wesentliche Aspekte psychotherapeutischer und klinisch-psychologischer Prozesse angemessene Modellvorstellungen bereitzustellen“, wie er in seinem Beitrag betont. Die Einbeziehung naturwissenschaftlicher Konzepte und Metaphern ist nach Kriz unvermeidlich, zumal interdisziplinäre Diskurse und die Technisierung der Alltagswelt längst Wissenschaften und die Praxis damit durchdrungen haben und wir uns daher nicht davon ausnehmen können. Außerdem eröffnet sich damit „die Möglichkeit, von der größeren Präzision naturwissenschaftlicher

Konzepte [...] zu profitieren“, zumindest insofern als durch veränderte Perspektiven auf klinische Prozesse ein neues Verständnis für die Grundlagenforschung möglich wird (S. 23). Dabei befinden sich, so Kriz, „die Grundprinzipien gerade Humanistischer Psychologie in hervorragender Übereinstimmung mit den Grundprinzipien moderner naturwissenschaftlicher Systemtheorie“ (S. 15). Nun klingt dies eher nach einem einheitswissenschaftlichen, deduktiv-nomothetischen Erklärungsmodell, hätte sich Kriz nicht an anderer Stelle¹ mehrfach dagegen verwahrt.

Die wesentliche Frage ist für mich jedenfalls, wieweit diese naturwissenschaftlich begründete Theorie nun tatsächlich für wesentliche Aspekte unseres Ansatzes angemessene Modellvorstellungen bereitstellen kann, die über die Begründung organischer Selbstorganisationsprozesse hinausgehen; also etwa für die Fragen der Entwicklung des Selbst und der damit verbundenen Inkongruenz, als Grundlage von psychischen Störungen oder für die Darstellung der Bedingungen empathischen Verstehens oder von Selbsterfahrung und Selbstreflexion. Es geht mir um eine kritische Auseinandersetzung, um die Möglichkeiten und Grenzen einer systemtheoretischen Begründung der Personzentrierten Psychotherapie entsprechend ihrer humanistischen Ausrichtung sowie ihrer phänomenologisch-existenzialistischen Grundlegung. So sieht Kriz in der Aktualisierungstendenz ebenfalls das Kernstück unseres Ansatzes, die er, wie übrigens auch Rogers, primär als biologische Entität begreift. Es geht für ihn um die natürlichen Entfaltungs- und Wachstumsprozesse des Menschen, was, so Kriz an anderer Stelle, „der Konzeption moderner (naturwissenschaftlich fundierter) System- und Selbstorganisationstheorien [entspricht]“². Diese Konzeption der Selbstorganisation leitet Kriz aus der Beobachtung physikalischer Phänomene ab, wie der *Béarnard-Instabilität*, der zufolge sich bei Erwärmung von Flüssigkeiten bestimmte Bewegungsmuster

1 Kriz, J. (1981). *Methodenkritik empirischer Sozialforschung. Eine Problemanalyse sozialwissenschaftlicher Forschungspraxis*. Stuttgart: Teubner.

Kriz, J. (1996). Grundfragen der Forschungs- und Wissenschaftsmethodik. In R. Hutterer-Krisch et al. (Hrsg.), *Psychotherapie als Wissenschaft – Fragen der Ethik* (S. 11–160). Wien: Facultas.

Kriz, J., Lück, H. E. & Heidbrink, H. (1990). *Wissenschafts- und Erkenntnistheorie. Eine Einführung für Psychologen und Humanwissenschaftler*. Opladen: Leske.

2 Kriz, J. (2002). Was kann ‚personzentriert‘ am Beginn des 21. Jahrhunderts bedeuten? In C. Iseli et al. (Hrsg.), *Identität. Begegnung. Kooperation. Person-/Klientenzentrierte Psychotherapie und Beratung an der Jahrhundertwende* (S. 37–49). Köln: GwG-Verlag

der Moleküle aus sich heraus entwickeln und zwar aufgrund unspezifischer Randbedingungen (Temperaturdifferenz). Er sieht darin nicht nur eine Analogie zu den organismischen Prozessen beim Menschen, sondern auch zu selbstorganisierenden Mustern in der menschlichen Kommunikation; oder er verweist auf *iterative*, sich wiederholende, rückgekoppelte Prozesse in der fraktalen Geometrie und vergleicht die dabei auftretende „Komplettierungsdynamik“ mit den Selbstheilungskräften beim Menschen. Es geht ihm darum die Ausbildung von Ordnungen oder Mustern (*Attraktoren*) darzustellen, die sowohl für physikalische und biologische als auch für soziale Phänomene maßgeblich sind, wobei für ihn das Prinzip der „zirkulären Kausalität“ entscheidend ist: einzelne Teile bestimmen das Verhalten eines Feldes oder Systems und das System das Verhalten der Teile. „Ist ein Teil der Subsysteme oder sind Teile bereits geordnet, so generieren diese ein Feld (beschrieben durch so genannte Ordnungsparameter), das den Rest des Systems ‚versklavt‘ (*enslaving*-Prinzip), das heißt die Ordnung komplettiert“ (S. 31). Auch die Sinnfindung und Sinndeutung des Menschen können als „attrahierende Prozesse“ im Sinne dynamischer Systeme verstanden werden, wobei es die Vielfalt und Komplexität zahlreicher Situationen erfordert, die Fülle der Außen- und Innenreize zu ordnen und zu vereinfachen und so „stimmig“ zu machen (S. 36).

„Die Konzeption der Personzentrierten Systemtheorie“, so fasst Kriz zusammen, mit ihren „Sinn-Attraktoren, Komplettierungsdynamiken, der spezifischen Prozessdynamik von afferenter, efferenter und selbstreferenter Kommunikation und deren Vernetzung (mit anderen Körperprozessen und mit sozialen Interaktionsstrukturen) sowie letztlich die Bedeutsamkeit von Feldwirkungen ermöglicht hier meines Erachtens eine wesentlich differenziertere Betrachtungsweise“ (S. 64). Damit ist sie, so Kriz, unter anderem jedenfalls anschlussfähig an ähnliche Ausrichtungen, wie etwa Grawes Schema-Konzept im Rahmen der „Psychologischen Psychotherapie“, bei der es um allgemeine Therapiebausteine geht, deren Effizienz anhand empirisch psychologischer Outcome-Forschung erhoben worden ist, um damit seelische Probleme möglichst wirksam therapeutisch beeinflussen zu können.

Nun stimme ich Kriz zu, dass die Aktualisierungstendenz ein Kernstück unseres Ansatzes darstellt, sowohl für das Menschenbild als auch für eine Theorie der Persönlichkeit und ihrer Entwicklung. Allerdings ist dieses Konzept auch Grundlage von Missverständnissen und Differenzen, da es sowohl biologisch wie psychologisch gefasst ist; es ist laut Rogers unsere innerste Natur, die nicht nur organische Prozesse wie die Regulierung der Körpertemperatur beinhaltet, sondern auch intellektuelle Fähigkeiten, wie Selbstbestimmung und die Wahl von Lebenszielen. Allerdings ist die Natur des Menschen nie bloße „Natur“, sondern bereits von Beginn an kulturell überformt. So etwa werden die Körperbedürfnisse des Säuglings eingebunden in die sensomotorischen Austauschprozesse im Rahmen der Mutter-Kind-Dyade und damit inhaltlich bestimmt. Diese Interaktions- oder Austauschprozesse sind wieder geprägt durch

die gesellschaftlich vorgegebenen Erziehungspraktiken, gebrochen durch die subkulturellen und psychischen Bedingungen der Eltern. Da diese Erziehungspraktiken auch in Sprache niedergelegt, d. h. die gesellschaftlich vorgegebenen Sprachmuster in das Körpergeschehen eingeschrieben sind (Foucault), kann von einer „Semiotisierung“ unseres Körpererlebens gesprochen werden und Wissenschaft von der Natur des Menschen ist daher immer auch Sprachwissenschaft, als Übersetzung von Organsprache und Körperausdruck in Umgangssprache. Dieser zentrale Aspekt der Psychotherapie, die inhaltliche Bedeutung und Funktion der Sprache, die semantischen und syntaktischen Aspekte müssen bei der Systemtheorie ausgeklammert bleiben, da es hier um Strukturen und Prozesse und nicht um Inhalte geht. Sprache dient nicht nur der Benennung von Gegenständen oder Handlungen sowie zur Verständigung, sondern mit ihr übernehmen wir auch die Weltsicht der Gemeinschaft, die Interpretation von Dingen und Situationen sowie auch die kulturell vorgegebenen Schemata unserer Selbstauslegung.

Es erscheint mir aber vor allem auch notwendig, zwischen den Ebenen der organismisch-naturhaften sowie den psychischen Prozessen zu unterscheiden; zwischen dem Körper einerseits und der Repräsentation unseres Körpers, bzw. unserer Konstruktion des Körpers im Selbst, der Leiblichkeit³, andererseits. Beide liegen auf unterschiedlichen ontologischen und epistemologischen Ebenen und können nicht unmittelbar aufeinander bezogen werden. Zu meinem inneren Erleben habe ich unmittelbar Zugang, während ich zu meinem Körper als Teil der Außenwelt nur über meine – gesellschaftlich und sprachlich vermittelte – Erfahrung Zugang habe. Husserl spricht vom Körper, den ich habe, und dem Leib, der ich bin und durch den ich mich und meine Um- oder Mitwelt erfahre. Auch die französischen Phänomenologen (Marcel, Merleau-Ponty) unterscheiden zwischen einem objekthaften Körper (*avoir corps*) und einem ich-haften Leib (*être corps*). Wittgenstein hat dies mit dem folgenden Beispiel illustriert: ich kann mich darüber täuschen, dass ich Fieber habe oder mein Fuß gebrochen ist, aber ich kann mich nicht darüber täuschen, dass mir heiß ist oder ich Schmerzen im Fuß verspüre. Der Unterschied zwischen diesen Ebenen lässt sich auch anhand des Zeitbegriffs veranschaulichen: während die körperlichen Prozesse entlang einer linearen Zeitachse verlaufen, vorwärtsgerichtet sind, wie Rogers betont, unterliegen die psychischen Prozesse einem dynamischen Zeitbegriff. So kann ich mir sowohl vergangene Ereignisse ver-gegenwärtig-en, wie auch künftige Handlungen vorstellen, vorwegnehmen. Außerdem verändern sich die Inhalte vergangener Erlebnisse; sie werden nicht nur im Lichte neuerer Erfahrungen, sondern vor allem auch im Hinblick auf die Zukunft, auf meinen Lebensentwurf ständig neu interpretiert, *umgeschrieben*. Das bedeutet, dass die entworfene Zukunft

3 Siehe dazu den Diskussionsbeitrag von Günter Zurhorst zur Debatte, „Humanismus und/oder Naturalismus – Eine Auseinandersetzung zum Menschenbild und zum Verständnis der Aktualisierungstendenz im PCA“ anlässlich einer Kritik von Jobst Finke an der Systemtheorie von Jürgen Kriz in *Person*, 1, 7. Jahrg. (2003).

meine Vergangenheit bestimmt. Nun ist das Leib-Seele-Problem alles andere als gelöst; es führt allerdings zu Unklarheiten, wenn diese Bereiche nicht unterschieden werden. Eine „Vermittlung“ der physikalischen, biologischen, sozialen und psychischen Ebenen, wie sie von Kriz angestrebt wird, kann jedenfalls nicht auf der Basis von naturwissenschaftlichen Konzepten, wie der Autopoiesis oder Synergetik erfolgen, soll Systemtheorie nicht als „Leitwährung“, als Führungswissenschaft etabliert werden, wie dies Grawe schon länger für die empirische Psychologie fordert, der sämtliche Psychotherapieverfahren untergeordnet werden sollen.

Da es Kriz um naturwissenschaftlich begründete, allgemeine Ordnungsprinzipien und Prozesse geht, ist es naturgemäß schwierig für ihn, die phänomenologisch-existenzialistischen Grundannahmen entsprechend zu berücksichtigen, auch wenn er sich zum humanistischen Ansatz Rogers' bekennt. Im Gegensatz zum naturwissenschaftlichen Denken in der Systemtheorie, geht es in unserem Ansatz, entsprechend dem phänomenologischen Erkenntnisverfahren, um eine ganzheitliche Sichtweise, um die Beschreibung der Phänomene, wie sie sich für die jeweilige Person darstellen, unter möglichst weitgehender „Ausklammerung“ von Theorien, Kategorisierungen, Vorurteilen usw., die diese subjektive Sicht beeinträchtigen oder einschränken. Es geht, wie Rogers stets betont, um die „Realität“, wie sie vom Klienten/der Klientin wahrgenommen wird, und nicht um objektive Strukturen und Muster oder allgemeine Gesetzmäßigkeiten, bei denen die individuellen Merkmale, die Besonderheit der Einzelperson und ihre subjektiv erlebten Leidenszustände als zufällige Abweichung von allgemeinen Regeln unberücksichtigt bleiben oder als Störfaktoren ausgeklammert werden. Solche allgemeinen Konzepte können nur als Hintergrundfolie dienen, auf der die individuellen Phänomene dargestellt und eingeordnet werden; allerdings nur dann, wenn sie aus dem Erkenntnisverfahren der Psychotherapie selbst generiert wurden und nicht als wesensfremde Theorien an sie herangetragen werden, die einem anderen Wissenschaftsverständnis und damit einer anderen Wirklichkeitskonstruktion entstammen. Denn die Erkenntnisse der Psychotherapie und die daraus abgeleiteten Theorien wurden in einem bestimmten „Setting“, in der therapeutischen Beziehung gewonnen, die gleichsam die transzendente Bedingung der Möglichkeit psychotherapeutischer Erkenntnisse darstellt, und diese sind daher nur bezogen auf diesen Rahmen gültig. *Erkenntnis und Begründung stehen in einem unaufhebbaren Zusammenhang, da Verstehen immer in einen theoretischen Horizont eingebettet ist.*

Im Gegensatz zu den Naturwissenschaften können wir nicht auf „Tatsachen“ zurückgreifen oder die lebensgeschichtlichen Ereignisse rekonstruieren, so „wie es wirklich war“. Wir stoßen immer nur auf Interpretationen der eigenen Geschichte, die wir in der Therapie durch neue Konstruktionen, durch eine neue, vielleicht konsistentere Lebensgeschichte zu ersetzen haben, die offener ist für die Bedürfnisse und Wünsche des Klienten. Der Therapeut ist an der Herstellung der „psychischen Realität“ des Klienten beteiligt,

indem das Erleben im Rahmen von Übertragungs- und Gegenübertragungsprozessen intersubjektiv konstituiert wird. Eine saubere Trennung von Subjekt und Objekt – konstitutives Element der nomothetischen Wissenschaften – ist hier ebenso wenig möglich wie die Trennung von Erkenntnis und Veränderung; (Erkenntnis-)Gegenstand ist der sich selbst erkennende und sich selbst reflektierende Mensch. Wie mittels einer naturwissenschaftlichen Theorie die psychischen Phänomene eingeholt werden können, wie die – für den Betroffenen selbst oft verstellten oder verzerrten – Wünsche und Ängste sowie die individuellen Bedeutungs- und Sinnstrukturen damit erfasst werden können, muss Kriz schuldig bleiben. Die von Kriz dargestellten „Attraktoren“, die sich in Interaktionsprozessen ausbilden, sind nur ein Aspekt der Botschaften des Klienten; der wesentlichere Teil sind die *Inhalte*, die als solche erst im Rahmen eines hermeneutischen Verstehensprozesses zu entschlüsseln sind, und zwar aufgrund der Mitteilungen, die uns der Klient – oft nur „zwischen den Zeilen“ – berichtet. Es sind vor allem die *Inhalte* der im Selbst repräsentierten Bewertungen und Normen, die zur Abwehr von organismischem Erleben führen und damit zur Inkongruenz. Aus der Naturwissenschaft stammende Konzepte müssen dort versagen, wo es um Wirklichkeiten geht, die erst narrativ erzeugt werden und daher nicht unabhängig sind von ihrer Generierung, also der therapeutischen Beziehung, wie M. B. Buchholz betont. „Kategoriale Beobachtungsinstrumente für Interaktionen operieren deshalb mit Informationsverlusten, die sie selbst nicht einmal abschätzen können – sie wissen nicht, was sie nicht wissen“.⁴

Kriz betont zwar, „dass aus dem Bereich menschlicher Lebenswelten weder in der Innen- noch Außensicht Sinnfragen ausgeklammert werden können“ (S. 45), sieht aber die Entstehung von stabilen Sinn- und Bedeutungsmustern, den „Sinnattraktoren“, als Ergebnis der erwähnten *Komplettierungsdynamik*. Dabei spielt die Vernetzung der Systeme von Kurzzeitgedächtnis mit denen vom neuronal bedingten Langzeitgedächtnis und den vorwiegend hormonellen Prozessen im Körper mit den darin niedergelegten „Erfahrungen“ sowie den Umwelteinflüssen eine Rolle. Das Bewusstsein des Menschen ist damit als eine Art „Transformator“ in die ihn umgebenden Lebensprozesse, in den ständigen Strom der Eindrücke eingeklinkt. „Denn neuronale, hormonelle und andere Körperprozesse bilden ein Netzwerk jeweils selbstorganisierter, aber doch verbundener Prozesse als Basis für die kognitive ‚Innenwelt‘ (unter anderen Gedanken und Gefühle)“ (S. 47).

Wenn Kriz die Absicht bekundet, angemessene Modelle für die Darstellung wesentlicher Aspekte klinisch-psychologischer Prozesse zur Verfügung zu stellen, so ist für mich nicht nachvollziehbar, inwiefern systemtheoretische Modelle zur Darstellung und Begründung der Persönlichkeit und ihrer Entwicklung oder zum Verständnis von individuellen Konflikten und Fehlanpassungen beitragen,

⁴ Buchholz, M.B. (1999). Psychotherapie als Profession. Gießen: Psychosozial Verlag, S. 49

die nach Rogers nur durch empathisches Verstehen zu erfassen sind oder wie anhand anonym miteinander kommunizierender Systeme die ganzheitliche, autonome und selbstbestimmte Person dargestellt werden soll. „Denn was wir von der ‚Persönlichkeit‘ eines Menschen beobachten“, schreibt Kriz (S. 43), „sind offenbar ebenfalls Regelmäßigkeiten in der Abfolge seiner Äußerungen“ und diese „beobachtbaren Äußerungen von individuellen Lebensprozessen sind ebenfalls vor dem Hintergrund physikalischer, biologischer und sozialer Gesetzmäßigkeiten als selbstorganisiert zu verstehen“. Wie sollen nun etwa Freiheit und Selbstbestimmung, zentrale Aspekte der existenzialistischen Philosophie, anhand von „Sinnattraktoren“, „selbstreferenzieller Kommunikation“ oder einer „Komplettierungsdynamik“ dargestellt und begründet werden?

Bereits 1980 hat E. Kwiatkowsky diese Diskrepanz im Wissenschaftsverständnis Rogers' kritisiert: „Weil Rogers diesen konstitutiven Zusammenhang zwischen Forschungsmethode und Gegenstandsbestimmung nicht genau genug analysiert und dabei methodenimplizite Gegenstandsvorannahmen theoretisch ausblendet, kann er – ohne die entscheidende Frage nach ihrer Vereinbarkeit zu stellen – die differenten Erfahrungsmodi neben- bzw. hintereinander stellen. [...] Auf diese Weise wird auch klar, dass das szientistische Forschungsvorgehen eine implizite Anthropologie enthält, die der Roger'schen humanistischen Auffassung vom Menschen diametral entgegensteht“.⁵ So betont auch Jobst Finke in seiner Arbeit über das Menschenbild der Personzentrierten Psychotherapie⁶ zurecht, dass die Selbstorganisationsprozesse, wie sie in der Physik und Biologie beobachtet werden, völlig *apersonal* und *subjektlos* sind. Die „Person“ oder das „Subjekt“ wird aufgelöst, „verflüssigt“ in sich selbstorganisierende Prozesse, wie sie aus physikalischen Experimenten abgeleitet wurden, und damit wird anonymen Systemen Selbstbezüglichkeit zugewiesen, so als wären sie handlungs- und reflexionsmächtige Subjekte. So schreibt der Philosoph M. Frank in Anlehnung an J. Habermas, „dass die in kybernetischen und biologischen Zusammenhängen entwickelte Systembegriff als ein geeigneter Ablösungskandidat für den von Descartes bis Kant entwickelten Begriff des Erkenntnissubjekts“ erscheint und damit wird „die subjektzentrierte Vernunft durch Systemrationalität abgelöst“. Allerdings weist gerade das Reflexivpronomen, *selbst-*, auf die „Aufsässigkeit des verdrängten Modells“ hin, denn nur Subjekte können sich *zu sich* verhalten.⁷

Es fällt andererseits leicht, sich mit den Bekenntnissen und Forderungen von Kriz zu identifizieren, wenn er zum Beispiel für Offenheit

und Vielfalt beim Studium des Menschen eintritt, den Zeitgeist von Effektivität und Machbarkeit kritisiert oder wenn er fordert, die „Person“ in den Mittelpunkt der Betrachtung zu rücken und ein „Ich“ als Zentrum von Gefühlen und Narrationen anzusetzen. Allerdings finden diese Forderungen nur zum Teil eine Entsprechung in seinen Theorien. Es ist für mich auch nicht ganz ohne Pikanterie, wenn Kriz fordert, unseren Ansatz nicht durch andere Konzepte zu verwässern, „um nicht unter die Räder des Zeitgeistes zu kommen“.

In einem weiteren Artikel dieses Buches wird von *H. Haken*, einem Physiker und Begründer der Synergetik, die Frage behandelt „Ist der Mensch ein dynamisches System?“ Es geht hier ebenfalls darum, welchen Beitrag die modernen Naturwissenschaften und die Mathematik zum Verständnis des menschlichen Verhaltens leisten können. Vor allem das Konzept der „Synergetik“, als Teilbereich der Theorie dynamischer Systeme, ist nach Haken geeignet, die Frage der Emergenz neuer Qualitäten komplexer Systeme aus dem Zusammenwirken einzelner Teile darzustellen. Damit können wesentliche Eigenschaften biologischer Systeme beschrieben und Hinweise auf Beeinflussung von Systemverhalten gegeben werden. Besonders die Phänomene der „Phasenübergänge“, bei denen durch das Auftreten von Selbstorganisationsprozessen ein makroskopischer Zustand neuer Qualität geschaffen wird, sind, so Haken, auch für die Medizin von Bedeutung, wie etwa bei der Voraussage von epileptischen Anfällen oder vom Beginn motorischer Aktivitäten.

Allerdings verweist der Autor selbst auf die Grenzen dieser Theorie bei der Anwendung auf die Humanwissenschaften: Zum einen kann eine geringfügige Änderung eines Kontrollparameters zu schlagartigen und offensichtlich schwer vorausberechenbaren Änderungen des qualitativen Verhaltens des Systems führen. Zum anderen sind dem Begriffssystem der Synergetik Wertungen, Einstellungen, persönliche Erfahrungen und Stimmungen fremd, die allerdings für das Verhalten von Personen wesentlich sind. Wenn Haken trotzdem die Kombination von synergetisch fundierten Theorien und personorientierten Ansätzen, wie sie von Kriz angestrebt wird, „mehr als gerechtfertigt“ ansieht, so ist dies schwer nachzuvollziehen. Auch wenn es zwischen qualitativen und quantitativen Prozessen, wie sie von der Synergetik beschrieben werden, und gewissen Vorgängen in der Biologie und Soziologie Parallelen gibt, so ist die Möglichkeit der Kombination mit subjektiven Einstellungen, Wünschen oder Erwartungen und damit die Begründung oder Vorhersage von Verhaltensweisen ungeklärt.

W. Tschacher beschreibt in seinem Beitrag die Selbstorganisation kognitiver Prozesse als theoretische Grundlage unseres Ansatzes. Er versucht dabei eine naturwissenschaftlich inspirierte, systemtheoretische Konzeption von Kognition und Handlung vorzustellen, in deren Zentrum wieder die „Person“ stehen soll, nachdem sie in der psychologischen und psychiatrischen Forschung und Theoriebildung keinen Stellenwert mehr hatte. Außerdem versucht er aufzuzeigen, welche Bestandteile des humanistischen Bildes der Person mit der Systemtheorie vereinbar erscheinen oder durch sie erklärt werden

5 Kwiatkowsky, E. (1980). *Psychotherapie als subjektiver Prozess. Für eine sozialwissenschaftliche Konzeption der Gesprächspsychotherapieforschung*. Weinheim-Basel: Beltz, S. 62

6 Finke, J. (2002). Das Menschenbild des Personzentrierten Ansatzes zwischen Humanismus und Naturalismus. *Person 2*, 26–34.

7 Frank, M. (1986). *Die Unhintergebarkeit von Individualität. Reflexion über Subjekt, Person und Individuum aus Anlass ihrer ‚postmodernen‘ Toterklärung*. Frankfurt/Main: Suhrkamp, S. 12

können. Bei diesen Bestandteilen handelt es sich nach Tschacher um bewusste Gedanken und Gefühle sowie um die überdauernden Strukturen eines Selbst. Auch in diesem Beitrag geht es um die Frage, wie in einem komplexen System stets eine neue Ordnung zustande kommt. Er sieht die Erklärung in der Selbstorganisation und dem darin enthaltenen rekursiven zirkulär-kausalen Prinzip in Form von Rückkoppelungsmechanismen, wie sie auch in der Kybernetik beschrieben werden.

Auch die sich ihrer selbst bewusste Person wird mittels selbstreferenter Systeme begründet. Das sind, im Sinne N. Luhmanns, Systeme, „die sich selbst ‚erkennen‘ und sich dieser Erkenntnis folgend weiter verändern müssen“. Tschacher bezeichnet sie als „Endosysteme“, bei denen es sich um selbstreflexive kognitiv-emotionale Systeme handelt, die sich selbst modellieren und modifizieren. Das psychologische Selbst ist daher ebenfalls Resultat des Endosystems, eine Prozessgestalt, die auf sozialer Interaktion gründet. Hier wird „Person“ allerdings verkürzt auf das bewusste kognitiv-emotionale Erleben, also auf das Selbst, und damit bleibt das inkongruente, abgewehrte oder verzerrte organismische Erleben, wesentlicher Aspekt bei der Begründung von psychischen Störungen, unberücksichtigt.

Aber auch Tschacher selbst räumt ein, dass die von ihm vorgestellte Systemkonzeption zwar möglicherweise alle funktionalen Fragen von Kognition und Handlung erklären kann, nicht aber die schwierige Frage nach den Qualia, ihrer inhaltlichen Beschaffenheit. „Die Fähigkeit einer Person zum bewussten Erleben ihres In-der-Welt-Seins, die Erhellung des phänomenologischen Gefühls (warum es sich gerade so und so anfühlt, als ‚Ich‘ im Hier und Jetzt zu leben, eine Farbe zu empfinden, eine Emotion zu haben), die subjektive Gewissheit der Willensfreiheit wird durch die vorgestellten Konzepte nicht weiter erhellt“ (S. 99).

Weitere Beiträge des Buches behandeln verschiedene Aspekte der Systemtheorie aus unterschiedlichen Berufsfeldern: S. Greif beschreibt, wie sich das ganz normale Chaos beim Handeln selbst organisiert und versucht aufzuzeigen, wie die Planung und Organisation von Arbeitsabläufen aufgrund der Erkenntnisse einer *Schema-theorie* sowie der Personzentrierten Systemtheorie zu verbessern sind. B. Runde beschreibt Coaching als synergetischen Prozess, bei dem es um die Adaptation der Ordnungsparameter an neue Kontrollparameter entsprechend der Synergetik geht. J. Eckert und E.-M. Biermann-Ratjen verweisen auf die Notwendigkeit einer differenziellen Indikation für Psychotherapie und J. Schweitzer auf ihre Nebenwirkungen und mögliche Alternativen.

Interessant für uns ist auch der Beitrag von T. Slunecko, in dem er sich unter Bezugnahme auf Sloterdijk mit dem Begriff „Humanismus“ auseinandersetzt, wobei er versucht, mit systemtheoretischen Mitteln Humanismus zu verstehen. Bereits 1998 hat er, allerdings noch ohne Bezugnahme auf die Systemtheorie, festgestellt, „dass die humanistische Bewegung in der Psychotherapie (der Personzentrierte Ansatz miteingeschlossen) noch gar nicht in

jenen Humanismus eingetreten ist, der sich erst einstellen kann, wenn wir die gesellschaftlichen wie die geistesgeschichtlichen Rahmenbedingungen unserer bisherigen Humanismus-Konstruktion verstanden haben“.⁸ Erst durch die Entwicklung symbolischer Formen, wie der Schrift, war es möglich aus dem unmittelbar vorgegebenen sozialen Verband herauszutreten und sich an den „fernen Anderen“ zu wenden. Humanismus als Folge von Alphabetisierung entwickelte sich so als Korrektiv zu Macht-, Besitz- und Geltungsstreben, zur Aufrechterhaltung der Zivilisation, ganz im Sinne der Selbstreferenzialität autopoietischer Systeme.

Nach dem Zweiten Weltkrieg, der diesbezüglich eine Zäsur darstellt, wurde die Diskussion über Humanismus neu aufgenommen. So verwies Sartre in seinem Essay, „Ist der Existenzialismus ein Humanismus?“ darauf, dass es keine fest etablierten humanistischen Werte gibt, auf die wir bauen können, sondern wir müssen sie in jeder unserer Entscheidungen neu finden und verwirklichen. Sartres Humanismus ist einer der Freiheit und Selbstverantwortlichkeit. Demgegenüber geht die „systemtheoretisch denkende Kulturtheorie“ davon aus, dass der Mensch produziert wird, aber nicht so, dass er sich selbst produziert, wie es das Konzept der Selbstaktualisierung nahe legt, sondern durch die Kultur, „und zwar so tief hinein in ihre seelische Grammatik, dass dies ein prinzipielles Ärgernis für Personalisten sein muss“ (S. 169).

Die Semantik des Humanismus ist somit veraltet und durch einen „Posthumanismus mit seinen Diskurs- und Systemtheorien“ zu ersetzen, die sich bewusst von der humanistischen Tradition verabschieden (S. 172). Es gilt daher, so Slunecko, einen Ausgleich zu finden zwischen Kybernetik und Humanismus; einen Übergang von einer alteuropäisch-personalistischen zu einer nachmetaphysisch-systemtheoretischen Perspektive. Daraus folgt schließlich, dass man Kybernetiker werden muss, um Humanist bleiben zu können und umgekehrt. Nun mögen zur Darstellung sozialer und kultureller Prozesse, wie der Entwicklung symbolischer Formen einer Gesellschaft, als deren Produkt eben auch der Humanismus gesehen wird, systemtheoretische Konzepte angemessen sein. Damit bleibt jedoch die Frage nach ihrer Bedeutung für die Begründung und das Verständnis von Selbstaktualisierungsprozessen des Individuums offen.

Dieses Buch bietet durch die Darstellung unterschiedlicher Aspekte der Systemtheorie und ihrer Anwendungen in verschiedenen Bereichen jedenfalls ergiebigen Diskussionsstoff und insofern hoffe ich, dass es viele Leser finden und zur Auseinandersetzung mit diesem wichtigen Thema beitragen möge. Ich habe versucht, in dieser Besprechung durch meine persönliche Stellungnahme weitere Argumente für eine solchen Diskurs einzubringen. Gerade zur weiteren Entwicklung des Personzentrierten Ansatzes in Theorie und Anwendung sowie zu dessen Profilierung und Stärkung der Unverwechselbarkeit und Identität ist es wichtig, mit neueren

8 Slunecko, T. (1998). Diesseits und jenseits von Begegnung. Zur Integration psychotherapeutischer Schulen aus personenzentrierter Sicht. *Person*, 1. S. 29.

Entwicklung benachbarter Wissenschaften einen offenen, aber auch kritischen Diskurs zu führen. Dabei halte ich es jedoch für wesentlich, den Anspruch unseres Ansatzes nicht aus den Augen zu verlieren, nämlich durch die Bereitstellung einer geeigneten förderlichen Beziehung Wachstum und persönliche Entwicklung unserer Klienten/Klientinnen zu fördern. Systemtheorie kann dabei nur im Rahmen eines interdisziplinären Diskurses einen Beitrag für unseren Ansatz leisten, indem wir unsere Konzepte ständig im Lichte von deren Erkenntnissen und Paradigmen diskutieren und gegebenenfalls modifizieren, wie dies auch gegenüber anderen Nachbardisziplinen, wie der Neurobiologie, der Sozialpsychologie oder der Säuglingsforschung der Fall ist. Geht es doch immerhin bei der wissenschaftlichen Begründung der Personenzentrierten Psychotherapie neben der internen, narrativen Kohärenz auch um die externe Kohärenz, das heißt, sie muss sich als kohärent mit dem allgemein anerkannten Wissensstand in diesen Bereichen erweisen.

Grundlage für die Diskurs- und Anschlussfähigkeit von Methoden ist die Aneignung und Reflexion der Entwicklung der eigenen Konzepte auf der Basis der eigenen Tradition und der kulturellen Deutungssysteme, aus denen sie hervorgehen. Erst dann ist es möglich die Gültigkeit von Bedeutungs- und Begründungszusammenhängen zu erfassen und in den Dialog mit anderen Schulen einzubringen, ohne Gefahr zu laufen, die eigenen Grundlagen und Ansprüche aus den Augen zu verlieren. Sie kann jedenfalls nicht auf der unkritischen

Übernahme schulenfremder Konzepte oder auf empirischen Daten der Erfolgskontrolle gründen. So wäre dabei abzuklären, welche institutionellen, kulturellen und letztlich persönlichen Bedingungen und welche wissenschaftlichen Voraussetzungen z. B. zur Entwicklung der Triebtheorie durch Freud geführt haben und warum andere Schulen ohne Triebtheorie auskommen; welche Implikationen damit verbunden sind und welche Konsequenzen es hat. Dasselbe gilt für das Konzept der „Aktualisierungstendenz“ unseres Ansatzes oder des „operanten Lernens“ in der Verhaltenstherapie. Wir müssen davon ausgehen, dass die verschiedenen Methoden auf unterschiedlichen Voraussetzungen basieren, unterschiedliche Intentionen einbringen und damit auch unterschiedliche Ansprüche und Ziele verbinden. Es geht darum, die oft impliziten Grundannahmen und Ideologien herauszuarbeiten und in den Diskurs einzubringen. Außerdem geht es dabei auch um die Entscheidung, ob wir uns als angewandte Psychologie verstehen wollen, indem wir auf der Basis von naturwissenschaftlichen Konzepten und den daraus abgeleiteten Techniken arbeiten, die sich empirisch-statistisch als wirksam erwiesen haben (à la Grawe) oder als eigenständige wissenschaftliche Disziplin mit einem spezifischen Gegenstandsbereich und entsprechenden Forschungsmethoden. Gerade wenn es um die Behandlung von Leidenszuständen geht, ist es aus fachlichen wie ethischen Gründen notwendig, die Voraussetzungen und Leitbilder auszuweisen, an denen sich Psychotherapie orientiert und zu legitimieren hat.

Ilse Freyenschlag und Christine Wakolbinger

Sonja Bieg und Michael Behr: „Mich und Dich verstehen“ – Ein Trainingsprogramm zur emotionalen Sensitivität bei Schulklassen und Kindergruppen im Grundschul- und Orientierungsstufenalter

Göttingen: Hogrefe, 2005. 221 Seiten, ISBN 3-8017-1809-3, € 39,95.

Als personenzentrierte Kinder- und Jugendlichenpsychotherapeutinnen bzw. im Schuldienst tätige Psychagogin und klinische Psychologin haben wir es sehr gerne übernommen, das „Mich und Dich verstehen“-Trainingsprogramm auf seinen Nutzen und seine Brauchbarkeit hin zu untersuchen.

In den letzten Jahren ist an Schulen der Trend zu vermehrtem Training der „social skills“ als ein Schwerpunkt der pädagogischen Arbeit zu beobachten. Mit zunehmender Anerkennung sozialer Kompetenz als wesentlicher Anteil am Erfolg oder Misserfolg im Arbeitsleben stieg auch die intensive Beschäftigung von Pädagogen mit Programmen, die diese Kompetenz verbessern und fördern sollten.

Aus der Fülle der auf diesem Sektor bereits vorhandenen Literatur sticht das vorliegende Buch als besonders praxisgerecht und einfach in der Handhabung heraus. Es beschäftigt sich in Theorie und Praxis mit den Möglichkeiten, Kindern im Alter von 8 bis 12

Jahren in einem dreistufigen Trainingsprogramm eine verbesserte Wahrnehmung von eigenen Gefühlen, ein erhöhtes Einfühlungsvermögen in andere und eine adäquatere Bewältigung von Angst- und Stresssituationen zu vermitteln. Die Besonderheit des „Mich und Dich verstehen“-Trainingsprogramms liegt darin, dass es ein Präventionsprogramm ist. Es werden damit keine problemzentrierten Strategien verfolgt, sondern positive Entwicklungen bei Kindern gefördert.

Das „Mich und Dich verstehen“-Trainingsprogramm basiert theoretisch auf der personenzentrierten Persönlichkeitstheorie nach Carl Rogers, dem transaktionalen Stressmodell von Lazarus und dem Konzept der Emotionalen Intelligenz nach Salovey & Mayer. Diese Grundlagen werden im ersten Teil des Buches auch für Laien verständlich, kurz und prägnant dargestellt und ihre Bedeutung für die kindliche Entwicklung gut verstehbar zusammengefasst.